

# Die neue Welt

Nr. 11

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

## Am Wege sterben.

(Fortsetzung.)

Roman von F. J. David.

Wieder begann Beyerl, diesmal vernehmlich. Kaum aber hatte er seine Stimme erhoben, als der Finte einfiel: hell, jauchzend, mit vollem Ungestüm und ganzer Kraft. Als stammte ein Frühlingstag über Hohenolbersdorf, und an jeder Wand des Weberhäuschens hänge ein Finte, und als riefere der und fordere einer den anderen. Förster horchte ihm mit schimmenden Augen und ganz Ohr zu und brach plötzlich in ein ungestümes Weinen aus. Dann murmelte er in seinen angegrauten Bart: „Der kann's noch...“ Und wieder rauh: „Wirf' ein Tuch über. Man hört kein Wort vor dem Vieh!“

Also — es war nicht mehr gegangen. Alles war' am Ende noch erträglich gewesen — man hungert, aber man verhungert nicht — nur nicht die ewige Obdachlosigkeit. Das bringt einem ganz auf den Hund. Das macht, daß man sich völlig verloren glaubt und vom Morgen ab sich durch den ganzen langen Tag fürchtet. Wenn er sich wo vorstellte um eine Hofmeisterei oder so was, so sah man ihn so gewiß an. Natürlich — vor einer solchen Bogelscheuche sollten Jungen Respekt haben! Und wenn er schon einmal durch irgend ein Wunder die Tugen für die Prüfungen beisammen hatte — man will wieder ordentlich essen und sich einen guten Tag antun. Dazu das nimmer weichende Gefühl eines stechen und für keinen Lebensberuf mehr tauglichen Körpers.

So war die letzte Zustucht für immer seinen Gedanken nah' und näher getreten. Nicht an den Tod dachte er; dies Leben hielt ihn immer noch, auf das Derjenige am schwersten verzichtet, dem es niemals mild begegnet ist. Er hofft ein letztes Lächeln, das Alles vergüte. Aber, aus der Welt wollte er sich flüchten, und so suchte er denn um Aufnahme in ein Kloster an. War es sein altes Unschick? Die Furcht eines Unfrommen, man könne den eigentlichen Grund seiner Weltflucht durchblicken, die ihn seine Gläubigkeit und religiöse Sehnsucht übertreiben ließ? War das ein neuer Unsterb? Er sehnte sich nach Ruhe und Behagen, selbst nach einiger Pflege — und man hatte den gebrechlichen Menschen zu den bösnischen Trappisten, zu einem Leben voll schwerer Arbeit, voll neuer Entbehrungen, geschärft durch eine unbarmherzige und geisttöbende Zucht, entsendet. Gläubige Begeisterung mag auch Das ertragen, mag unter solchen Umständen selbst Großes vollbringen, hat es in aller Welt und wiederholt und wunderwürdig gethan. Sie aber fehlte ihm völlig. Und die Erkenntniß, eine große Lüge gegen seine innerste Ueberzeugung ganz fruchtlos auf sich genommen zu haben, gab ihm den Gnadenstoß.

Er ging zu Grunde daran. Zunächst in sich selber.

Dennoch, so müde war er, fügte er sich eine Zeit nach seinen schwachen Kräften in Alles. Seinen Eltern galt er wohl für todt. Er hörte nichts mehr von ihnen. Kein Ruf drang mehr zu ihm, dem er auch jetzt sicherlich noch nicht gefolgt wäre, denn etwas seines Stolzes war immer noch in ihm.

Dazu dies verbumpfte Dasein, welches nur darauf berechnet war, jeden eigenen Gedanken in ihm zu tödten, alles Lebenskräftige abdorren zu lassen, wenn auch für einen großen Zweck, der aber durchaus nicht der seine war und es auf die Dauer immer minder ward. Kein Buch! Keine Kunde von Allem, was sich begab! Und er hatte dennoch so lange in der Welt gelebt und an allen ihren Fragen leidenschaftlich Antheil genommen! Ein schattenhaftes Abgeschiedensein mit heißen Wünschen, die in ihm ungestillt und mächtig riefen. Keinerlei Anregung. Ein lastendes, erzwungenes Schweigen. Er hatte niemals gern gesprochen, sich schon als Student durch Wochen in seine eigene Versunkenheit eingehüllt. Dann aber nach freiem Entschluß: „Wozu reden? Was kommt heraus dabei?“ Dieses aber war ihm unerträglich, und seine wohl gebückte, aber innerlich ungeberdige Natur lehnte sich dagegen auf.

Dann hatte ihn ein sonderbarer Zufall ein Zeitungsblatt zugeweht. Was darin stand? Er war auf diese Kunde hin entflohen. Erst als er weit, sehr weit weg war, fiel ihm ein, daß ja Niemand das Recht gehabt hätte, ihn zurückzuhalten. Denn er stand noch ohne Profeß in seiner Probezeit.

Zu Fuß war er gewandert. Die endlose Strecke aus dem wilden Bosnien nach dem weiten, weiten, weißen Wien. Er hatte kein Geld, um zu fahren. Manchmal ließ ihn ein mitleidiges Bäuerlein um seines Gewandes willen eine Strecke Weges aufsitzen. Ein andermal gab man ihm Obdach. Die Saaten standen noch grün, als er aufgebrochen. Im Wandern sah er sie gelben, reifen, erfuhr den Schnitt vollbringen. Unkundig war er der Sprachen der Länder, durch die er zog. Keiner anderen Ausdruck des Wunsches oder Bitte kannte er, als den das Glend mit granem Stempel ihm unverlöschlich in's Antlitz geprägt. Seine Festtage waren es, wenn er zu einer der spärlichen deutschen Siedlungen im ungarischen Flachlande gelangte. Dorten hielt er Rast; dann hörte er sprechen. Er wußte, wie sich's am Zigeunerfeuer nährt, wie in Henschobern oder am Rande träger Gewässer mit düsteren Weiden, wie am Bord trauriger, glücksender Sümpfe, aus denen das hohlhängige Fieber zu ihm heran trat und ihn anwehte mit giftigem Athem. Wieder einmal fand er sich zu einem der wenigen wandernden Handwerksburschen und zog mit ihm, der das Bettelhandwerk besser verstand, genoß etwas von der Kunst

des Anderen, bis dem sein melancholischer Gesähter zu viel ward, oder gar zu langsam ergötzen und er ihn irgendwo abschüttelte. Aber sein eigentümliches Ziel hielt er mit eisernem Willen fest. Zu der Zeit, da er sich's vorgesteckt hatte, war er doch wieder in Wien. Und nun ging's nur noch um wenig.

Die anderen Vier erhoben sich. Beyerl gab ihnen das Geleit, und man hörte sie in der Küche flüstern. „Daß sie nur weg sind!“ ächzte Förster. „Und was stand in der Zeitung?“ fragte Siebenischein.

Förster reichte ihm das Blatt. Alt war's und zerknüllt und kaum mehr leserlich, so oft entfaltet, wieder zusammengelegt, in der Hand geklammert war es vordem. Eine Notiz war angestrichen. Darin wurde berichtet, daß die Stadt Hohenolbersdorf ein Gemeindepital errichtet habe, welches man mit geziemernder Feierlichkeit am 16. August 1886 eröffnen wolle. Man war in den ersten Augusttagen.

„Und Du willst?“  
„Ja. Man möchte doch etwas von seiner Heimath haben —“

Beyerl war wieder herein gekommen. Förster, mit seiner steilen Unruhe, sekte sich auf und strich sich die wirren Haare aus dem Gesicht: „Bist ein guter Kerl,“ sprach er und reichte dem zuverlässigsten Kameraden die Hand über den Tisch. Und dann, mit gestauter Rede, manchmal mit der Hand auf den Tisch schlagend, wieder des Wortes unfähig, begann er:

„Das will ich, ja. Nach Hause will ich in das Spital, das sie gebaut haben. Aufnehmen werden sie mich. Ein Hohenolbersdorfer bin ich. Krank genug bin ich dazu, was Siebenischein?“

Der suchte zu beruhigen: „Aber, das könntest Du doch hier auch haben. Und bei sorgfältiger Pflege, tüchtigeren Ärzten und mit Deinesgleichen als Stubengenossen. Nur etwas gelassener und kräftiger müßtest Du werden, und Du wirst ganz gesund.“

„Neb' keinen Unsim!“ Er preßte die Hand gegen das zuckende Herz. „Das spürt man da besser. Ich war immer der Erste. Durch's ganze Gymnasium war ich's. Kannst in Marie-Schnee meine Zeugnisse haben, wenn's Dir dafür stehen thut, einen Brief zu schreiben deshalb. Und unter so vielen Geschwistern war ich der Älteste. Ich will auch da der Erste sein...“

„Der dort — aufgenommen wird?“ meinte Beyerl sehr beängstigt.

„Ja, der dort aufgenommen wird und dort bleibt,“ ergänzte Förster mit aller Bestimmtheit. „Du mußt nicht so mit mir herumthun. Ich bin kein Mädel. Ich weiß, woran ich bin. Und ich



weiß auch, warum ich das will. Ich war hochmütig auf mein Wissen. Keinem Menschen hab ich seine Ehre gegeben, die er verdient, und alle waren sie mir zu dumm und zu gering, und wenn der ganze Ort auf mich stolz war, so war das dem ganzen Ort seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Und jetzt will ich ihnen zeigen: Das ist aus dem Genie geworden, von dem ihr den Kindern erzählt habt, wie Flug, wie fleißig es war und wie weit das er's bringen muß, dem Raimund Förster zu folgen, für den Alles zu wenig war. Und darum muß ich jetzt so hin, wie ich bin. Ich muß Ruhe thun vor Allen, weil ich verjüngt bin vor Allen. O, pfui auf die Welt! Er schlug beide Hände vor's Gesicht, es ist in ihm und an ihm.

Er trank wieder. In ein Wasserglas schüttete er das giftige Getränk und sog heftig daran. Nachher: „Und vielleicht ist es eine Witzgattung. Vielleicht erschrickt Einer, wenn er mich sieht, als eine Warnung und geht nicht meinen Weg, und ich bin doch noch zu was Auf gewesen auf der Welt. Denn es ist ein weiter Weg für einen armen Teufel, und wenn er nicht ausgerüstet ist danach und er findet Niemanden den ganzen großen Weg, so hält er's nicht aus, und er muß krepieren am Weg, wie ich krepieren ihn, und hält es anders vielleicht besser gehabt. Und wenn ich mir gewebt hält wie mein Vater — ist kein übermüthiger Bausch.“

„Und,“ seine Stimme kreischte vor der Anstrengung, mit der er sprach und seine Reichte beendigen wollte, „da haben sie einmal, wie ich noch ein Bub war, einem Hund in Hohenolbersdorf angebracht, der ist toll. Warm, hat Niemand gewußt oder weiß ich nicht mehr. Da sind die Buben alle über ihn mit Steinwürfen, haben ihn in einen Winkel gejagt, und wenn er durchbrechen wollte, so haben sie mit Steinen nach ihm geschmissen und haben alle Stöße vorgehalten und auf ihn gedroschen, und einen schrecklichen Muth haben sie gehabt, so Viele gegen ihn. Ich war nicht dabei. Geschrien hab' ich vor Angst und Aufregung und Mitleid. Und hoch zugehauert. Er hat erst gebellt, hat die Zähne gezeigt und geschnappt. Und dann, wie's immer anger über ihn gekommen ist, hat er gewinelt und mit dem Schwanz gewedelt, hat so geschüttelt und sich auf die Erde niedergeworfen. So ein rother Hund war's. Und wie es gar war mit ihm, da bin ich hin, und er hat noch einmal die Augen aufgeschlagen, und das seh' ich jetzt immer. Mein Wort, Beyer! Es waren gute Augen, und ich kann Dir's schwören wie in meiner letzten Stunde — der Hund war nicht toll, Beyer!“

Er brach plötzlich ab und stopfte sich mit zitternden Fingern eine Pfeife an.

„Er bellt,“ flüsterle Stiebenschein Beyerl zu. Der schüttelte nur abwehrend den Kopf. Förster machte heftig und mit Beschwärde und sah Beide mit seinen rötlichen und ängstlich-zuckenden Augen an. Dann: „Das Krägelch ist ja wohl bekommen?“

„Ja,“ meinte Beyerl, „das hat keine Sorg. Das haben wir reichlich zusammengebracht. Du sollst zweiter Platz fahren, wie ein Prinz oder sein Hofmeister, und sollst eine Johannis haben für den Weg und laßt Dir von der Station gar Deinen Wagen nehmen bis nach Hause. Du schick wenigstens, wie dich man Dich hat allgemach.“

„N gut... und jetzt noch Eins... sagen wir mein Vieh!“

„Der Förster!“

„Ich bitt' Dich, Beyer! Ich werd's in meinem Leben auch nicht mehr von Dir verlangen...“ Und er begann mit seiner schrillen und mühsamen Stimme: „Die Reiterocher haben eine jandere Faust...“

„Garn, ditscharum, schrump, schrump, schrump,“ fiel Beyerl mühsam übermüthig und schmeichelnd ein.

„Mittelpunkt halbes's Bajonnetknopf.“

„Garn, ditscharum, schrump, schrump, schrump.“

„Das hat einen tiefen Sinn, den man nur nicht leicht begreift,“ erläuterte Förster und rißte von der Aufregung erschöpft ein wenig aus.

„Die Scheitocher schloßen alle Jahr zwei Schuppen.“

„Garn, ditscharum, schrump, schrump, schrump.“

„Das eine ist gefaltet, das andere ist nicht sein.“

Und Beyerl, toll aufschauend: „Garn, ditscharum, schrump, schrump, schrump.“

„Aus diesem Verse könnte man bestimmen, was für ein Handwerker das Lied gemacht hat. Wahrscheinlich ein Korbflechter oder ein Nagelschmied. Denn die Reiterocher waren immer ehrlich. Wenn sie was gestohlen haben, so höchstens Garn. Das ist aber ihr zunsinniges Recht,“ bemerkte Förster als gewissenhafter und unterrichteter Mensch. Dann erhob er wieder seine Stimme: „Die Reiterocher.“

„Hör' auf,“ fiel Beyerl mit verzerrtem Gesicht ihm in's Wort und streckte beide Hände wie abwehrend vor.

„nehmen keinen zum Vehrungen an, vollendete Förster unentwegt und gelassen.“

„Garn, ditscharum, schrump, schrump, schrump.“ Beyerl's Stimme zitterte und sein Gesicht glühte braun bis in seine Ohren.

... der nicht wenigstens sechs Wochen hungern kann —“ schloß der Andere. Er leerte die Reige, die noch in seinem Glase war, und hob es dabei in die Luft, als trünke er einem Unsichtbaren zu. „Den Rest wollen wir uns schenken,“ sprach er vollkommen tonlos, legte sich nieder und kehrte sein Gesicht der Wand zu.

Er rührte sich nicht einmal, da sich Stiebenschein endlich entfernte. So regungslos verblieb er, daß sich der Mediziner in geheimer Angst noch einmal über ihn neigte. Förster sah ihn dabei mit einem eigenen Blick an, als er ihm die Hand mehr überließ, als reichte. Es durchzuckte den Anderen — er hatte die Geschichte vom rothen tollen Hunde verstanden...

Nachdenklich und bewegt ging Stiebenschein von dannen. Da waren reiche Gaben gewesen. Ein Wissen, weit über das Gewöhnliche hinaus. Ernst und strebend, fittlich und nach Hohem und dennoch nicht Uebermäßigem brennend. Und dies Alles hatte nicht genügt, ein solches Ende abzuhalten! Denn des kranken Mannes Lage waren gekühlt. Daran konnte kein Zweifel mehr sein. Woran aber lag es, wenn es so gekommen? Er wußte keine Antwort, und dies beständige Auftauchen von Fragen, auf die es keine erschöpfende Erwiderung gab, verwirrte ihn, fürte ihn in seinem Glauben an alle Gesetzmäßigkeit, in seiner Meinung, als frommen Wollen und Fähigkeiten überhaupt zu etwas. Er war sehr zerstreut im Krankenhaus; sah mit verwundern und nachdenklichen Augen in das laute Treiben um sich und fühlte oft einen eigenen und stehenden Schmerz in den Schläfen.

Diese Nacht blieben die beiden Fremde zusammen. Am nächsten Morgen begleitete Beyerl den Siechen zur Bahn. Er hatte sich im Amte, wo er damals schon auskultivirte als Schreiber mit der Anwartschaft auf eine gewisse und dauernde Stellung Dienst that, entschuldigen lassen. Der Tag war sehr hell und warm. Förster wollte unter gar keiner Bedingung mit der Pferdebahn fahren. Noch einmal wünschte er den lieben Jambur dieser Stadt in sich einzufangen, in der sich alle seine Kraft verzehrt hatte. Viel Licht lag in der Welt. Die Bäume standen grün, und frohlich sah das Kahlengebirge mit seinen weinschwarzen Hängen in die hellen Straßen. Es ließ sich so gut den Kai entlang schlendern, an dem verlor die Dampferlagen und nach Kräften in die blaue Luft wußten. Förster hing fest am Arme seines Fremdes. Die verwundern Blide, die ihm galken, störten ihn durchaus nicht.

So kamen sie zur weitläufigen Praterstraße. Es war um die Zeit, da die vornehme Welt, so weit sie um diese Jahreszeit noch in Wien weilte, von ihrer Frühjahrsfahrt in den Prater zurückkehrte. Gelegentlich rollte aus der Kriem eine Equipage heimwärts; zahlreiche Spaziergänger, Reiter, die frische Luft zu nutzen geahmet, tummelten sich nach ihrem Heim. Grau und ernst spannte sich das Rauschwerk sammt den schwarzen Brückenbogen der Eisenbahn durch das herabdringende breite und vertrauliche Grün. Förster sah dies Alles mit beglückten Augen, in denen ein niemals gestilltes, nicht mehr zu unterbreitendes, noch zu erfüllendes Verlangen lebte.

Der kleine Wirthshaus blieb er stehen. „Du, Beyerl,“ begann er zaghaft: „Ich bin Dir so müd.“

„Ja, mein Sieber, was willst Du da machen? Steht es? Ich hab' Dir's gleich gesagt: Fahren wir Sieber, wo wir's doch dazu haben.“

„Du, Beyerl, und ich hab' Dir einen Finger: Ich meine immer, ich halt' es weiter keinen Schritt mehr aus!“

„Ja, mein Sieber, was wollen wir da machen?“ meinte Beyerl nachdenklich und schwankeud. „Willst vielleicht noch einen Kaffee trinken?“

„Gibst mir Ruh' mit Deinem Kaffee! Muß ich immer Weberkost haben?“ Er ließ ihn schmeichlerisch mit dem Ellenbogen an. „Aber Zeit hätten wir noch.“

„Ja, Zeit hätten wir noch,“ bestätigte Beyerl und sah erst eindringlich auf seine Uhr, an deren dauernden Besitz er sich so schwer gewöhnen konnte, dann nach der von St. Johann, die von ihrem schlanken, kaultigen Thürmchen so recht golden und eindringlich zu ihnen herüber leuchtete.

„Du — und da giebt's Dir ein so gut's Gollasch... weißt, wir sind immer hereingefallen, wenn wir einmal vom Prater zeitiger sind heimgegangen...“

„Ja, da giebt's ein so gutes Gollasch,“ echote Beyerl sehr elegisch. Das Gollasch ließ sich nicht leugnen. Es roch gerade jetzt, wo seine Stunde gekommen war, verführerisch bis auf die Straße hinaus.

„Und so ein' guten Wein giebt's da, weißt? Scharf und schneidig, und auf der Zunge liegt er Einem und prickelt. Und gar der Süße! Der Strohwwein. So schmalzig und so viel gut! Du, so ein Glas Wein müch' ich noch einmal mit Dir trinken und ein Gollasch essen und dann heim für immer!“

„Ja, wenn's aber nachher nicht reicht?“ erinnerte Beyerl im schweren Kampfe mit dem eigenen Gelüste, dann dem des Fremdes und großer Verantwortlichkeit.

„Geh! Wegen einem Glasel soll's nicht reichen! Ich bitt' Dich, Beyerl...“

„Es geht nicht. Komm' in ein Kaffeehaus. Da weiß man, wenn Niemand da ist, mit dem man Billard spielt, und man kommt nicht in den Flaschenbierkeller oder fällt in den Cognac, wenigstens auf den Kreuzer vorher, was man anbringt. Da bin ich dabei. Mein Wort — ich geh' nicht da hinein.“

„Beyerl! So ein Klumensch wirt gegen mich auf Deine alten Tage?“ Und er sah ihn überlegen an. Spitzbübisch ordentlich sah er ihn an, mußte sich Beyerl denken. Da gab's kein Widerstehen. „Also meinestwegen,“ entschied er. „Aber Wort bleibt Wort. Ginein gehen ihn' ich nicht. Wir sitzen da, im Vorgartel.“

Ihnen vorüber flüthete das frohliche und geschäftige Straßenleben. Vor ihnen stand eine Flasche Wein. Sie aßen und sie tranken andächtig, Tropfen um Tropfen auf der Zunge zerbrückend und ausschmeckend, was da so firm, so duftend und so golden im Glase funkelte. Sie waren sehr still dabei. Eine leise Mühnung, ein Mitleiden mit sich selber überschattete jede Sonne dieser Scheidestunde. Zigaretten rauchten sie, fertige, nicht wie sonst selber gedrehte, so daß man von ihnen nur den Genuß und nicht auch die Plage hatte. Noch eine Flasche kam, besser wie die erste, und dann, wie die Mühnung wuchs, noch eine vom Süßen. Endlich brachten sie auf und Beyerl zahlte hastig und ängstlich.

Es war eben noch an der Zeit, als sie auf den Bahnhof kamen. Er eilte zum Schalter, fragte nach dem Fahrpreis und verfährt sich.

„Wart' ein bißchen.“ Nach einem Weilschen kam er wieder. Ganz athemlos besorgte er das Nöthige und steckte danach Förster noch einige kleine Banknoten zu. Sogar die zehn Kreuzer für die Portokarte vergönnte er sich noch. Draußen stießen sie einander in einem Abschied für immer stumm um den Hals. Beyerl, um frei zu werden, langte nach seiner Uhr, ließ aber in rechtzeitiger Besonnenheit die Hand wieder sinken. Er führte den Fremd zum Wagen, half ihm die Stufen hinauf und umhalsste ihn noch einmal zart und innig, um ihn nicht etwa mit seiner Rieseitraf wehe zu thun. Dann setzte sich der lange Zug in



Bewegung und rollte fort in das weite, flache Land hinaus. Dünne und dünne Glocken himmelten, Signale, dumpfes Tuten, Juras überböteten die letzten Worte. „Das ist wie bei Ludwig XVI., als sie ihn zum Schaffot führten und er noch einmal sprechen wollte,“ dachte Förster, der es felt je lebte, zwischen sich und seinem Schicksal welt-historische Parallelen zu ziehen. Er winkte, so lange er des Andern ragenbe Gestalt und seine schimmernde Glase erblicken konnte. Dann sank er in die Kissen und weinte bitterlich.

Wenige Tage später, im achtundzwanzigsten Jahre seines verfallenen Lebens ist er gestorben. Sein letzter Wunsch ging in Erfüllung: Er war der Erste, der im Höhenloberdorfer Krankenhaus starb, der Erste, der von da den Weg zum Friedhofe getragen ward. „Immer der Erste.“ Auf seine Witte meldete der leitende Arzt dieses an Eduard Beherl. Er theilte das allen Deinen, die dem unglücklichen Menschen mindestens das Ende freundlicher und nach seinem Begehren gestaltet hatten, geziemend mit. Auch Stara wollte er davon verständigen. Er fand ihn wieder nicht, so wenig, als er ihn damals aufzretzen gekonnt, da er für Förster betteln gegangen war. Im Amte wußte man nichts von ihm. Seit Mitte Juni war er ohne Urlaub verschwunden, und in seine Wohnung wollte Beherl nicht gehen. Dafür war ihm der Mann nicht wichtig genug.

12.

Dem Frühjahr zu war es mit der alten Beil immer schlecht gegangen. Sie litt unter den schweren Nebeln, unter der Ueberarbeit, die sich zu Beginn einer jeden Saison immer häufte. Man sah, daß es kaum lange mehr mit ihr dauern würde; das aber sah und tuschelte man sich im Hause schon lange zu, und sie, wenn eine Nachbarin in der gewohnten Mischung von Mitleid und Schadenfreude ihr schlechtes Aussehen bemerkte, pflegte sich zu rücken, die Hand auf die Brust zu legen und zu hüffeln: „Gar stark war ich niemals net. Gar da net. Aber ich halt' schon noch was aus. Ich geh' noch mit mancher Leiden — wetten's?“

Gegen ihr einzig Kind blieb sie sich immer gleich. Es war stets dasselbe Verhältnis: argwöhnisch, hart und manchmal selbst erbarmungslos war sie gegen Kesi. Ja, je mehr sie in sich selber den Strom des Lebens versickern fühlte, desto strenger ward sie. Sie hatte viel zu entgelten an ihr. Vor sich selber aber fand sie einen anderen Grund. „Ein Wasser! Wer weiß, wie bald das sie's ist? Das muß hart gewöhnen und derf net mit ein' jeden Puffer und Schupfer in's Weinen anfangen.“ So mindestens äußerte sie sich gegen ihren Zimmerherrn, Herrn Karl Stara, der sie neuerdings häufiger auf einen kleinen Plausch beehrte, ihr zusah, wie sie stint und dennoch sorgsam ihre Fäden zog, und der dabei der kleinen Kesi — denn sie blieb zierlich — was sie so gar nicht mochte, in der gebogenen Nacken blickte. Seine Studien hatte er nämlich wieder, und zwar diesmal endgültig, links liegen lassen, und wenn er zu Hause war, so grübelte er viel, lag auf seinem Sopha, und starrte Stunden lang zur Stubendecke auf, bis ihm ward, als wollte sich die auf ihn stürzen und ihn erdrücken. Vielleicht, dachte er manchmal, wäre dies auch noch das Beste für ihn, oder der große Haten in ihrer Mitte harre nicht nur auf eine Hängelampe und hätte eine aufmunternde und symbolische Bedeutung.

Er war um die Dornbacher Villa herumgeschlichen. Oftmals, lange und verlangend. Aber er sah höchstens die beiden Frauen in Begleitung einer neuen Erwerbung — eines großen Hundes. Das leichte Gewand der Tochter, das dunkle Seidenkleid der Mutter schimmernten durch die Büsche. Er hatte den Mädchen aufgelauert. Sie wich ihm nicht einmal aus, sie ging ihrer Wege wie vordem und immer. Wenn er grüßte, so nickte sie Entgegnung. Immer aber erst ziemlich spät, hochmüthig, wie wenn sie sich selber erst entsinnen müßte.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Seelenleben der Jugend.

Von Friedrich Müller.

(Fortsetzung.)

Im ein vierter Lebensabschnitt, schwieriger für die Kennzeichnung als die bisherigen, umfassend die letzten Volksschuljahre oder die drei bis vier Jahre vom zehnten, elften, zwölften bis etwa in's dreizehnte, vierzehnte, fünfzehnte oder sechzehnte Lebensjahr. Die gewöhnlichen Beschreibungen legen hier das Gewicht auf eine immer mehr hervortretende Herrschaft des Verstandes, zumal insofern, als das Reproduzieren aus seiner früheren Bunttheit heraus geordnete, „logische“ Wege einschlägt. Ziehens Untersuchungen über: „Die Ideenassoziation des Kindes“ ergaben ein Aufsteigen von mehr logischen Assoziationen im zwölften Lebensjahr. Auch die Phantasie ist weniger frei als vorher und geht mehr in logischen Formen vor sich. Ebenso schreitet die Unterordnung des Handelns unter sittliche Ideen vorwärts; doch treibt hier zunächst weniger eine ideale Hingabe an Ethisches, als die Nachahmung entsprechender Vorbilder, der Wunsch nach Anerkennung, das als Ehrtrieb gedeutete Ehrgefühl, das sich hier leicht bis zum Ehrgeiz steigert, und erst später, wenn überhaupt, ein ethisches Gefühl, eine sachlichere sittliche Einsicht. Ganz auffallend aber kennzeichnet sich diese Zeit für jeden Beurtheiler als die sogenannte „goldene Zeit des Gedächtnisses“: das mechanische Gedächtnis dauert glänzend fort, das Individue entfaltet sich ebenfalls, mag es nun seine Höhe hier oder, wie behauptet wird, im späteren Jugendalter finden. Das Wachstum steigert sich wieder und geht seinem Höhepunkt entgegen, der an den Schluß dieses oder in den Anfang der nächsten Periode fällt, also beim Knaben in's fünfzehnte, sechzehnte, beim Mädchen in's dreizehnte, vierzehnte Lebensjahr.

Halten wir an und überblicken wir das Bisherige, und zwar schon im Vergleich mit allem Späteren. Soviel auch hier bereits erreicht sein mag: verhältnismäßig am wenigsten hören und spüren wir von Dem, was Individualität heißt. Sowohl das Gesicht als auch das Seelenleben besitzt noch keine rechte „Physiognomie“, keinen rechten „Charakter“, gar erst Charakter im eigsten ethischen Sinn wird hier schwierig von Jemandem gesucht oder gefunden. Der ganze Eindruck des jungen Wesens hat etwas Unbestimmtes, in welchem wir freilich den allmählichen Fortschritt zu Bestimmterem und damit den Hauptzug der ganzen geistigen Entwicklung des Menschen überhaupt nicht übersehen können. Es steckt viel „Allgemeines“ in diesen noch wenig bestimmten jungen Wesen, wenigstens individuelle Verschiedenheiten ja schon in der Wiege hervortreten, und auch im Verlauf der Kindheit sich vergrößern und verhärten.

Am allerweitesten entfernt ist aber Das, was unter dem Ausdruck „Persönlichkeit“ zusammengefaßt wird, und dessen hauptsächlichste Entfaltung wir dann auf der sechsten Stufe finden werden.

Von einem besonderen Gesichtspunkt aus war es möglich, dieses ganze Kindesalter als das eines sogenannten Realismus einem späteren Idealismus gegenüber zu stellen. Jedenfalls herrscht hier, wie wir bereits sahen, das rein reproduzierende Verhalten vor; das geistige Leben ist hier im Wesentlichen mehr konkret und anschaulich, die Außenwelt dominiert, die Interessen gehen möglichst direkt auf ihre Gegenstände zu, ein gewisser „Wirklichkeitsinn“ ist, trotz aller Phantasieflüge, namentlich gegen das Ende hin, unverkennbar. In den späteren Perioden, also im eigentlichen Jugendalter, werden gerade die Gegensätze dazu, also die mehr idealistischen Regungen, hervortreten.

Für unsere Behandlung der Kinder im alltäglichen Leben, wie in dem der Schule, tritt aus alledem namentlich Folgendes hervor. Das Kind wird am besten immer, kurz zu sprechen, als Sinnenwesen betrachtet. Insbesondere findet die Ausbildung der Thätigkeit der Sinnesorgane, also des Gehörts, Sehens usw., keine bessere Zeit als diese. Das Sehenlernen, dessen Mangel dann später im

naturwissenschaftlichen, medizinischen, kunstwissenschaftlichen und in manchen andern Unterrichts von den Lehrern so sehr beklagt wird — hier ist es am besten zu erwerben. Und was die Sinne zeigen, das wird in keiner Entwicklungszeit so leicht nachgeholt wie hier; was also durch Nachahmung besser, als durch Andern anzueignen ist, wie die meisten technischen und artistischen Geschicklichkeiten, gehört ebenfalls in die Gesamtheit der Bildungsziele der Kinderzeit. Das künstlerisch-ästhetische bleibt noch ferner, der Geschmack in diesem Sinn harret erst seiner Ausbildung, und ein gewisses Gleichgewicht zwischen der Phantasie und den Sinnen ist eine wohl zu bewahrende Eigenheit des Kindes. An all' Dem dürfen wir uns nicht irre machen lassen durch eine der stereotypen Eigenheiten des Kindesalters, durch das Lügen. Es entstammt verschiedenen, typischen Ursachen; denen aber allen Das gemeinsam ist, daß eben die Unterdrückung verschiedener Regungen durch einen sittlichen Willen beim Kinde noch schwach und erst auf dem Wege zum Erstarken ist. Die kindlichen Lügen müssen jedenfalls auf's Entschiedenste bekämpft und dem Uebelthäter als das Allerschlimmste dargestellt werden; nur uns selber wollen wir nicht mit einem sittlichen Entsetzen darüber belasten.

Wie das Kind den verschiedenlichen Antrieben zum Lügen noch schwer ein mächtiges „Halt“ überordnen kann, so auch dem Hin- und Herweichen seiner Aufmerksamkeit. Nicht bald ist etwas beim Kinde, zumal dem jüngeren, so schwach wie seine willkürliche Aufmerksamkeit. Reinigend, ja meist unmöglich ist ein schärferes Anziehen derselben; und doch quälen wir gerade damit unsere Kinder so sehr. Eine volle Musikstunde von 60 Minuten ist gegen das Kind, das nicht schon im Alter, in der Körperkraft und in der Fertigkeit ausnahmsweise weit voran steht, geradezu ein Attentat, das sich denn auch durch eine kaum überwindliche Unfähigkeit in der zweiten Stundenhälfte rächt. Lektionen wenigstens anstrengender Art sollten nicht über 30 Minuten hinausgehen; die Verkürzung lohnt sich durch die Frische der Leistungen.

Daraus folgt natürlich, daß in der ganzen geistigen Behandlung der Kinder mit Vielem operirt werden muß, während später die Mannigfaltigkeit des Dargebotenen abzunehmen hat; „Wechsel der Gegenstände“ ist ein für das geistige Gedeihen des Kindes entscheidender pädagogischer Kunstgriff, der freilich hinwider kaum nirgendwo so schlecht paßt, wie gegenüber den letzten Altersstufen der Jugend, also im Hochschulanterricht.

Wir bezeichneten das Kind als vorwiegendes Sinnenwesen. Nun hat aber die Natur den höheren Lebewesen die Sinne nur in Begleitung einer andersartigen Gattung von Organen gegeben: der Muskeln. Hier gehören beide Gattungen so zusammen, daß ein Sinnenwesen notwendiger Weise auch ein Muskelwesen sein muß. Und dieses ist das Kind in der That ebenfalls ganz besonders. Nur daß seine Entwicklung als Sinnenwesen zwar auch fortschreitet, nicht aber so zu einem Höhepunkt führt, wie es seine Entwicklung als Muskelwesen thut. Beide Organgattungen erstarken in fortwährender Übungsthätigkeit, für welche die Natur reichlich gejorgt hat; allein das Maß der Betätigung der Muskeln steigt in einer bestimmten Entwicklungsperiode erzehnt an, und diese Periode ist die wohlbekannte Zeit der Fliegeljahre, zusammenfallend mit jenem vorerwähnten gewaltigen Aufschwung des Wachstums von jenem Tiefstand im zehnten, elften, zwölften Jahr an bis zu jenem Höhepunkt im dreizehnten, vierzehnten, fünfzehnten, sechzehnten Jahr. In der Hauptsache fällt diese Periode auch zusammen mit jener vierten von den im Vorigen angenommenen Kindheitsperioden, dürfte aber außerdem zum Theil noch in die nächste, also in die erste der eigentlichen Jugendperioden hineinreichen. Charakterist und vielleicht auch erkärt ist die Entwicklungsphase der Fliegelzeit am ehesten eben durch die Ekgaltation des Muskelwesens. Die Bewegungen der willkürlichen Muskeln, insbesondere der Arme und der Beine, einst in der ersten Kinderzeit so rund und anmuthig, nehmen jetzt eine Tätig-



heit, Reizlosigkeit, Behemung und Amplitude an, daß es für den Beobachter geradezu gefährlich wird. Ein Tollen und Toben, vor dem nichts sicher ist; ein Troß und Uebermuth, den kaum Etwas bändigt; ein Gassenbubenwesen und eine Ausdrucksweise, denen nichts derb genug ist; eine ewige Unruhe und eine Unbestimmtheit der Kraft; im ganzen Verhalten etwas Unleidliches, Widerstrebendes; und eine Grobheit, Rohheit, fast Brutalität im seelischen Verhalten gegen die Mitmenschen, die für diese Periode eben Das sein dürfte, was für die vorhergehende oder für die vorhergehenden Perioden das Uügen war — ein Entwicklungssymptom, dem wir ebenfalls energisch, wenigstens zum Theil mit anderen Mitteln, entgegenzutreten müssen, ohne daß wir uns jedoch ethisch allzusehr bekümmern brauchen.

Der Flegelhaube hat aber auch eine Schwester: das Flegelmädchen; denn diese Entwicklungsstufe gehört keineswegs allein dem männlichen Geschlecht an, sondern überkommt auch das weibliche Geschlecht. Nur daß sie hier naturgemäß früher zu Tage tritt und wohl auch kürzer dauert; während sie beim Knaben etwa noch in die nächste Periode hineinreicht, ist sie beim Mädchen mit dem Ende der Kindheit in der Hauptsache wohl ganz zu Ende und soll noch weniger mit der Entwicklungsstufe des „Bachfisches“ verwechselt werden, als die männliche Flegelstufe als solche mit der ersten Stufe des Jünglingsalters als solches verwechselt werden darf.

Und nun spitzt sich die Entwicklung im Seelenleben der Jugend mit gleichsam dramatischer Gewalt auf einen Höhepunkt zu, der wie eine Katastrophe in die Geschichte des einzelnen Menschen eingreift. Es ist der Wendepunkt, den wir unter dem Namen der Mannbarwerdung oder Pubertät kennen. Seine materielle Grundlage ist jene Wandlung im menschlichen Leib, die diesem seine Produktionsfähigkeit im engeren Sinne des Wortes giebt; eine Wandlung, die mit einem ziemlich bestimmten und entscheidenden Anfangspunkt ansetzt, von da sich rascher oder langsamer weiterentwickelt und schließlich ohne einen bestimmten, entscheidenden Endpunkt abklingt. Jener Anfangspunkt tritt beim Knaben nicht eben als scharfer Einschnitt auf und stellt sich nicht gerade dem Muskelwesen feindlich gegenüber. Beim Mädchen hingegen ist er gleichsam eine Revolution und giebt ihm das Gefühl, als sei jetzt die ganze schöne Kindeszeit mit einem Male abgebrochen, als seien insbesondere die willkürlichen Muskelbewegungen arretirt, als sei es für immer zu Ende mit dem häufigen Springen und Laufen, Tollen und Sagen. Das Muskelwesen hat hier das Ende seiner eigenen Entwicklung gefunden. Ganz plötzlich war freilich auch beim Mädchen jener Einschnitt nicht gekommen; vorausgegangen waren ihm gewisse Uebungen seines Schwanzschwanzes, insbesondere seiner Stimmung. Ein alterer Beobachter, der Pädagoge Schwarz, beschreibt diese eintretenden Vorgänge beim Mädchen folgendermaßen: „Seine Stimme wird schwächer und verliert an Reizheit, seine Glieder empfinden zu Zeiten Müdigkeit, es fühlt sich nachgelassen, ist niedergedrückt, weiß nicht, was ihm fehlt, hat Bangigkeit, durch seine ganze Natur dringt ein Ton der Besorgniß.“ (Es wäre hundertmal, wenn u. a. auch dieser Bericht durch zahlreiche möglichst directe Berichte über diese und die darauf folgenden Vorgänge ergänzt würde.) Und dann eben die große Umwälzung! Sie greift auch beim Mädchen die Stimme an, es findet ein Stimmton wie beim Knaben statt, nur in geringerer Höhe: während des Knaben Stimme sich um eine Oktave hebt und eine beträchtlich andere Klangfarbe annimmt, verliert die Stimme des Mädchens in der bisherigen Diatone und ändert ihre Klangfarbe beträchtlich. Allein die häufige Erscheinung, daß aus einer früheren hohen Stimmhöhe eine tiefe Stimmhöhe wird, ist bei dem Mädchen infolge wieder, als hätte es einen Sopran ein Alt und ein Alt ein Sopran wird. Jedoch aber geht bei beiden Geschlechtern

die Stimme durch einen — beim Knaben bekanntlich oft wunderlichen — Zustand der Gebrochenheit hindurch, in welchem sie dringend der Schonung bedarf; eine Mahnung gegenüber dem oft rücksichtslosen Schulfingen! Um gleich noch ein wichtiges leibliches Merkmal dieser ganzen Wandlung zu erwähnen, das wir schon angedeutet haben, sei darauf hingewiesen, daß jetzt die Gesichtshypostomie einen bestimmteren, individuelleren Charakter annimmt; sie „entscheidet“ sich. Auch am und im übrigen Körper gehen noch Wandlungen vor sich; die Formen gestalten sich ebenfalls bestimmter und haben beim Mädchen nach wenigen, beim Knaben nach etwas mehr Jahren das Eigene angenommen; das sie dann in der Hauptsache so lange behalten, bis spät erst ein theilweis entgegengesetzter Prozeß stattfindet, das Gegenstück zur Evolution: die Involution, das Zurückgehen der Formen, das dann die Greisenjahre einleitet. Das Wachstum, das in jener Zeit seine höchste Schnelligkeit gehabt hatte, wird geringer; jetzt sich aber noch gegen ein Jahrzehnt lang fort. All das ist an sich nichts Krankhaftes, begünstigt aber — wie wir zum Theil noch sehen werden — das Auftreten krankhafter Störungen.

So vollführt das jugendliche Wesen den stärksten Uebergang, den es in den vierundzwanzig Jahren seiner Entwicklung, oder vielleicht überhaupt in seiner gesamten Lebensgeschichte findet. Mit diesem Uebergang tritt es aus der Kindeszeit in die eigentliche Jugendzeit ein; der Knabe wird Jüngling, das Mädchen Jungfrau. Der vierten, der letzten Kindesperiode, folgt die fünfte in der Reihe aller Entwicklungsperioden, die erste eigentliche Jugendperiode. Sie mag auf so lange angelegt werden, wie eben der Ablauf jener Entwicklungszeit engsten Sinnes dauert: beim Mädchen etwa zwei bis drei Jahre, beim Knaben etwa vier bis fünf Jahre.

Ueber den Alterspunkt selber, in welchem die Pubertät einsetzt, herrscht bei den Beobachtern Unklarheit und Widerspruch, freilich zumal in Folge der thatsächlichen Variationen. Summirt man im Durchschnitt beim Mädchen vom dreizehnten bis vierzehnten Jahr, beim Knaben vom vierzehnten bis fünfzehnten Jahr sprechen. Rechnen wir dann zwei bis drei weitere Jahre, so reicht die jetzige Periode ungefähr bis ins fünfzehnte, sechzehnte und siebzehnte Jahr; rechnen wir hier vier bis fünf weitere Jahre, so kommen wir zu einer oberen Grenze im achtzehnten bis zwanzigsten Jahr.

(Schluß folgt.)

## Bekannte Thiere.

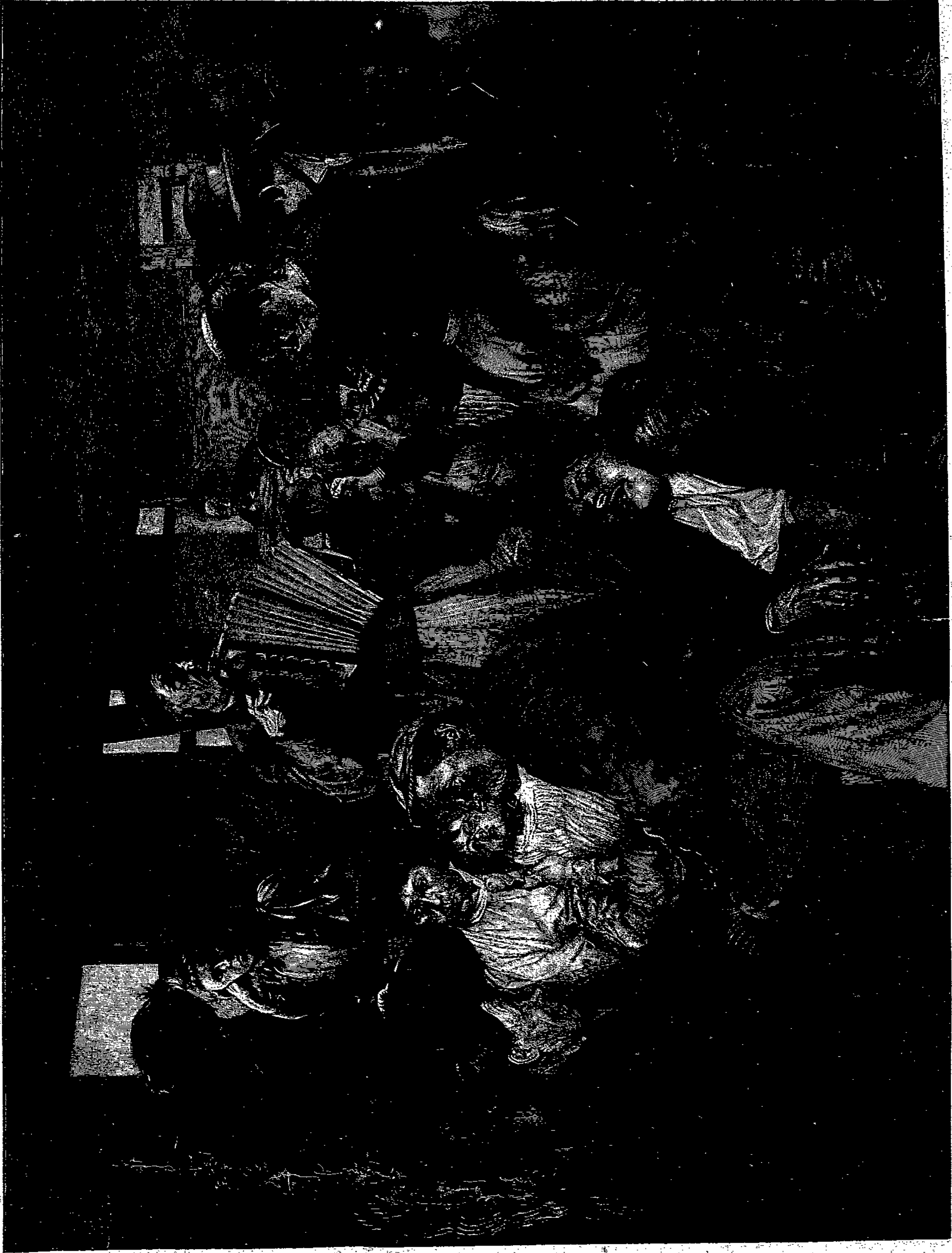
Von Carl Grottewitz.

So das Wissen einkehrt, da schwindet der Aberglaube. Welche Fülle von märchenhaften Vorstellungen hat nicht der Mensch an alle Vorgänge und Wesen in der Natur geknüpft. Es ist ja noch nicht viel über ein Jahrhundert her, daß einzelne Männer ohne die verdunkelnde Brille der Tradition in die Natur geschaut und sie in ihrer wirklichen Gestalt zu zeigen gestrebt haben. Und erst in den letzten Jahrzehnten ist das Interesse für die Natur in die großen breiten Schichten des Volkes gedrungen. Es ist allerdings nicht leicht, den Nebel zu zerstreuen, den Aberglaube oder düsterste Phantasie um die Gebilde der Natur gebreitet haben. Aber das Licht der Wissenschaft bringt unerschütterlich vor, und Wissen ist nicht nur politisch eine Macht, es klärt uns auch auf über Das, was uns nützt und was uns schadet. Wissen ist die Vorbedingung zur Gerechtigkeit. Und gerade das ist so tiefmüthlich behandelte Wissen von der Natur läßt uns erst die richtige Stellungnahme finden gegenüber der organischen und inorganischen Welt, die uns umgiebt. Besonders haben ja viele Thiere unter den mannigfaltigsten Vorurtheilen zu leiden gehabt, sie sind mit blindem Haß verfolgt worden, ohne daß Jemand sich um ihre Lebensweise irgend bekümmert und danach geordnet hätte, ob sie den Schaden, den man ihnen zuschrieb, auch wirklich anrichten konnten. So ist es denn eine der schönsten

Aufgaben der Naturwissenschaft geworden, ausgleichende Gerechtigkeit zu üben. Manche Thierart, die früher als Feind des Menschen angesehen wurde, ist nun unter die Zahl der freundlichen Helfer aufgenommen worden, manche auch, der man böse Dinge nachsagte, ist als ungefährlich und harmlos erkannt worden und verdient deshalb geschont zu werden, schon aus dem Grunde, um nichts nutzlos zu vernichten, was zur Belebung unserer Wälder und Fluren beitragen könnte.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Mensch diejenigen Thiere am besten kennen lernte und am richtigsten beurtheilte, die in der Entwicklungsstufe am höchsten stehen. Selbstverständlich ragen unter diesen wieder diejenigen hervor, welche durch ihre Größe dem Herrn der Erde imponiren oder in irgend einer Weise mit ihm in Beziehung treten. Aber selbst über die Thiere, die dem Menschen doch am vertrautesten sein sollten, über die Hausthiere, sind noch durchaus falsche Urtheile im Umlauf. Es ist nicht gerade ein glänzendes Zeugniß für die Erziehungsgabe und die Gemüthsart des Menschen, daß er einige Thiere, die ihm große Dienste leisten, durch schlechte Behandlung heruntergebracht und sie dann für unfähig erklärt hat. Dies gilt ganz besonders von dem Esel, der völlig mit Unrecht in dem Rufe der Dummheit steht. Der Esel ist dem Pferde ganz nahe verwandt, er gehört zum Pferdegeschlechte gleich den verschiedenen Wildeselarten, die alle ursprünglich oder noch jetzt Steppenthiere sind und als solche mit den feinsten Sinnen begabt sind, um ihre Fährte schon von weitester Ferne wahrnehmen zu können. Und es sind kluge Thiere, die der Schnelligkeit ihrer Füße tagtäglich ihr Leben verdanken. Man braucht nur einen Esel in der guten Pflege eines zoologischen Gartens zu sehen, um sich zu überzeugen, welcher ein kluges reges Thier der verachtete Bruder Langohr ist. In Ägypten stehen die Esel in gutem Rufe, und es sind dort stolze lebenswichtige Thiere, die gut behandelt werden und diese Behandlung ihrem Pfleger tausendfach vergelten. In Europa aber ist der Esel von jeher in brutalster Weise mit Schlägen traktirt worden, die unvernünftigste Ueberbildung und farges Futter haben ihn schwach, träge und fähig gemacht. Seine Ausdauer, die er trotz dieser Behandlung zeigt, wird ihm als stumpfsinnige Geduld, seine Bescheidenheit und Gemüthsart als Dummheit ausgelegt. So spottet der Mensch über den Esel, den er falsch behandelt und darum so unrichtig beurtheilt. Und doch würde dieses Thier auch für Deutschland eine viel größere Bedeutung gewinnen, wenn man hier das Vorurtheil gegen ihn aufgeben und ihn durch gute Pflege zur Entfaltung aller seiner vortrefflichen Eigenschaften bringen würde. Seit einigen Jahren sucht der deutsche Thierschutzverein, um die Verwendung des Hundes als Jagdhier zu beschränken, Interesse für den Esel zu erwecken, und die Thiere, die man seitdem öfters zu Gesicht bekommt, recht fertigen anscheinend das Vertrauen, das man in sie gesetzt hat. So kommt vielleicht der Esel doch noch zur verdienten Würdigung, und womöglich erleben wir es noch, daß Esel nicht mehr als Schimpfwort gilt, sondern als Ruhmesdiel für scharfsinnige Rechtsanwältel, schlaue Finanzminister und dergleichen.

Noch ein anderes Hausthier steht bei uns ungerechtfertigter Weise in einem schlechten Rufe. Es ist die Gans. Zwar giebt es nur wenige, welche die Brauchbarkeit des Federviehs bestritten und einem aus ihr bereiteten Braten alle Küchenberechtigung absprechen. Aber über ihre Intelligenz herrscht ein böser Zweifel. Die Gans gilt als dumm, wohl als noch dummer wie der Esel, obgleich diesem außer der Dummheit noch andere schlimme Laster zugeschrieben werden. Ebenjowenig aber wie der Esel ist die Gans dumm. Es ist merkwürdig, wenn dieser Vogel in den Ruf der Stupidität kommen konnte. Bei dem Esel mag die miserable Behandlung wirklich oft die Intelligenz vermindert haben. Die Geduld, die Hartnäckigkeit, die Gleichmüthigkeit, die er seinen Feinern gegenüber an den Tag legte, mochten wenigstens den Schein der Dummheit erwecken. Aber die Gans stand von jeher unter ganz anderen Verhältnissen, und sie zeigt auch durchaus



Wierter Klasse. Nach einem Gemälde von Eugen Urban.



andere Charaktereigenschaften. Die Gans wurde wohl nie besonders schlecht behandelt. Da man sie ihres Fleisches und ihrer Federn wegen hält, so ist eine gute Pflege, vor allem reichliche Ernährung selbstverständlich die Hauptbedingung des Erfolges. Also schlecht ist es der Gans nie ergangen. Aber auch ihre Charakterzüge geben keinen Anlaß, dieses Thier dumm zu nennen. Die Gans ist unruhig und fed, sie greift jedes andere Hausthier, das sich ihr naht, mit weit vorgestrecktem, zischendem Schnabel an. Sie findet sich in Hof und Garten bald zurecht und weiß sehr genau, wo sie das Beste Futter finden kann. Es ist wahr, sie ist kein Muster von Intelligenz, aber sie steht weit über dem Huhn, das wirklich ein ausgelacht dummes Thier ist. Wenn man also ein Symbol für recht niedrige, kurzfristige, kleine Dummheit haben wollte, müßte man das Huhn, aber nicht die Gans nehmen. Diese stand sogar im Alterthume bei den Römern in großem Ansehen, sie galt als wachsam, und unter einem Wächter versteht man doch schließlich ein reges, scharfsinniges Wesen.

Unsere Hausgans stammt von einer der wilden Gansarten ab, die alle als unruhige, lebhaft, keineswegs stumpfsinnige Thiere gelten.

Nicht nur über den Charakter, auch über die Bedeutung verschiedener höherer Thiere für den Menschen herrschen noch vielfach irrige Vorstellungen. Unter den einheimischen Säugethieren giebt es, mit Ausnahme der Fledermäuse und der Hauskatze, nur sehr wenige nützliche Wesen, und gerade die schädlichsten von ihnen: Fische, Rehe, Wildschweine, Hasen, die landwirthschaftliche und forstliche Kulturen so häufig verwüsten, genießen zur Freude einiger weniger Jagdliebhaber eine weitgehende Schonung. Im Uebrigen vernichtet eigentlich der Mensch alle Säugethiere, deren er habhaft wird. Er vernichtet sie, weil er von so vielen weiß, daß sie schädlich sind, von den Mäusen der verschiedensten Gattungen, vom Hamster, Iltis, Fuchs, von den Marderarten, vom Vielfüßler. Aber er hat bisher die schädlichsten von ihnen mit eben derselben Schonungslosigkeit verfolgt. Wie viele Maulwürfe müssen noch jetzt nachtheiligerweise ihr Leben lassen! Zum Glück ist aber gerade in den letzten Jahren die Bedeutung dieses Thieres durch vielfache Belehrung in den Zeitungen auch dem isolirtesten Dorfbewohner klar gemacht worden. Man hat die Maulwürfe besonders bedauert, weil er durch sein Knospen von Erbsen die Wiesen naben macht und dadurch das Nähen des Straßes bedeutend erschwert. Allein die Thätigkeit des Maulwurfs kommt den Wiesen ohne Zweifel sehr zu gute. Werden ja doch bei intensivem Landwirthschaftsbetrieb die Wiesenflächen mit eisernen Eggen zertrübt, damit die Grasstauden sich neu bestocken können und zu neuem Wachstum angeregt werden. Der Maulwurf bringt diese Arbeit ganz ausnahmslos. Das Thier sticht aber außerdem im Herbst, durch sein Wühlen oder gar durch Beugen der Wurzeln die Pflanzen zu beschädigen und diese dadurch zu vollständigen Eingehen zu bringen.

Aber seltsame Ironie! Der Maulwurf, weit entfernt, diesen Schaden zu verursachen, ist gerade am meisten beschädigt, ihn zu beseitigen. Er ist kein Pflanzenfresser, sondern nährt sich gerade von den Gurgelungen, Drahtwürmern, Schnecken und all den schädlichen Geschöpfen, die unserer Kulturpflanzen so verheerlich sind. Er muß daher unbedingt geschont werden, höchstens, daß man ihn be-

vertreibt, wo er durch sein Wühlen wirklich schädlich wird, wie in Saatkampfen, Frühlingsbeeten, Sämlingshainen, aber dazu giebt es unschädliche Mittel, die das Thier verjagen, ohne es zu tödten.

Während der Nutzen des Maulwurfs jetzt allmählig anerkannt wird, wird die Bedeutung eines anderen Säugethieres, des Igel, noch wenig gewürdigt. Zwar kann man diesem gerade nichts Böses nachsagen, aber man weiß doch auch nichts Gutes von ihm. Der Igel läßt sich ja nicht allzu häufig sehen, seine nützliche Lebensweise, seine Unschädlichkeit verbergen ihn im Allgemeinen vor den Blicken und Gedanken der Menschen. Wird aber irgendwo einmal ein Igel aufgestöbert, so kann er sicher sein, daß er schließlich dem Muthwillen und der Zerstörungslust der Kinder und jungen Burtschen zum Opfer fällt. Es nimmt ihn eben Niemand in Schutz, weil Niemand seinen Nutzen kennt. Der Igel gehört gleich dem Maulwurf zur Ordnung der Insektenfresser. Gleich ihm vernichtet er die schädlichen Kerbtiere und Schnecken, er lebt aber außerdem von Mäusen. So hilft er also dem Menschen in dem Kampfe gegen die verberberlichsten Feinde seiner Kulturgewächse. Der Igel greift aber auch die Kreuzotter an und bewältigt sie, ohne von ihrem Gifte beschädigt zu werden.

So ist es denn geboten, den Igel überall in Schutz zu nehmen, wo er den Verfolgungen unerfahrener oder böswilliger Personen ausgesetzt ist. Gegen seine Feinde aus dem Thierreich weiß der Igel sich meist mit Erfolg dadurch zu wehren, daß er sich in der bekannnten Weise zusammenrollt und nun einer mit scharfen Stacheln bewehrten Kugel gleicht. Doch sollen der Fuchs und der Ihu manchem Igel den Garaus machen. Ob das Thier in Deutschland seltener wird, läßt sich freilich wegen seiner Lebensweise schwer feststellen. Der Schreiber dieser Zeilen hat in den letzten zehn Jahren, obwohl er täglich und zu allen Tageszeiten sich im Freien aufhält, doch nur zweimal einen Igel aufgefunden. Jedenfalls verdient das Thier unter allen Umständen menschlichen Schutz. Der Igel eignet sich sogar für manche Fälle als Hausthier, er ist schon bisweilen als Mäusefänger in Kellern und Obsthäusern gehalten worden.

Von jeder errenten sich die Vögel einer weit größeren Sympathie, als die wühlenden Säugethiere. Diese sehen, und zum großen Theil mit Recht, alle in dem Auge, schädlich zu sein. Ihr nützliches, heimliches Wesen erweckt auch wenig Theilnahme für sie. Dagegen wußten sich die meisten Vögel durch ihren Gesang, durch ihr schönes Gefieder, ihr leichtes, frohes Wesen eine gewisse Liebe bei den Menschen zu erwerben. Ihre Gewohnheit, sich gerade an jenen sonnigen Tagen besonders bemerkbar zu machen, lenkte auch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie, der Mensch lernte sie besser beobachten und in ihrer Harmlosigkeit, oder gar Nützlichkeit, leichter erkennen. Das Verhältnis zwischen den Landenten und den Schwärmen zum Beispiel ist geradezu ein inniges. Niemandem, auch einem wilden Jungen nicht, wird es einfallen, ein solches Thier zu tödten. Dem Störche bringt man gar eine Art Pietät entgegen. Allerdings mag hier der Aberglaube, daß der Vogel dem Hause, auf dem er nistet, Glück bringe, viel dazu beitragen, das Thier ehrfürchtig zu behandeln. Aber es ist doch bezweifelnd, daß sich eine solche Vorstellung auf einen Vogel und nicht auf ein Säugethier erstreckt. Bei allen anderen Thierklassen begegnet uns die Gräu-

nung, daß der Mensch, um der schädlichen Arten willen, Alles verfolgt, was diesen nur einigermaßen verwandt oder ähnlich ist. Bei den Vögeln dagegen ist das Urtheil über die harmlosen und die schädlichen Arten immer viel sicherer gewesen. Die Singvögel sind zum Beispiel immer ganz anders als die Raubvögel behandelt worden. Allerdings, so weit ging nun die Beobachtung nicht, daß man noch feinere Unterschiede in den einzelnen Gruppen der Vögel gemacht hätte. Alle Raubvögel werden mit Eifer verfolgt. Schießjäger und Förster, die den Nutzen und Schaden eines solchen Vogels danach beurtheilen, ob er ihnen in der Noth ein paar Rebhühner oder junge Hasen wegnimmt, sind schnell bereit, jedes jagdbare Thier zu vernichten, mag es im Uebrigen noch so nützlich sein. Das gilt besonders für den Mäusebussard, der fast in derselben Weise, wie der Igel zum treuesten Helfer des Menschen in seinem Kampfe gegen verberberliche Thiere wird. Er vernichtet viele Mäuse, die die Feldfrüchte so häufig dezimiren, und er verzehrt auch viele Kreuzottern, deren Gift ja alljährlich viele Menschen zum Opfer fallen.

Der Mäusebussard ist außerordentlich verbreitet in Deutschland, er ist sogar der verbreitetste unserer Raubvögel. Um so wirksamer ist die Hilfe, die er dem Landwirth leistet. In wildreichen Gegenden erlaubt er sich, besonders wenn im Winter der Hunger ihn quält, bisweilen Uebergreife und raubt Hasen, Fasanen, Rebhühner. Da diese Thiere aber nur in beschränkterem Maße sich nützlich erweisen, so wäre es unrichtig, dem Mäusebussard deshalb die Existenzberechtigung abzuspreden. Den kleinen Schaden, den er anrichtet, der nur Wenige trifft und der außerdem nur in der Verminderung eines Vergnügens besteht, diesen kleinen Schaden macht der Mäusebussard tausendfach wieder gut, indem er dem weltans überwiegenen Theile der ländlichen Bevölkerung durch Wegfang schädlicher und gefährlicher Thiere eine große Wohlthat erweist.

Bei einigen anderen Raubvögeln ist der Schaden zum mindesten stets übertrieben worden, so bei dem Königswald und dem Kornweih. Diese beiden kleineren Raubvögel, die mehr als andere dieser Gruppe am Boden leben, sind zwar nicht durchaus harmlos. Sie rauben manchen nützlichen Singvogel weg und fallen auch plündernd in die Geflügelhöfe ein. Hauptächlich aber nähren sie sich doch von schädlichen Thieren. Der durch seine schöne blaue Färbung auffallende Kornweih macht vorwiegend Jagd auf Kerbtiere und Mäuse, und der Königswald, übrigens ein plumper, feiger Gesell, hat es hauptsächlich an allerhand kleinere Säugethiere, Schlangen, Eidechsen, Frösche, Käfer und Regenwürmer abgesehen. Die Frösche und Eidechsen sind zwar nützliche Thiere, sie sind aber doch so zahlreich vorhanden, daß ihre Zahl nicht so leicht verringert werden kann. Nützlicher als der Königswald und der Kornweih ist der Wiesenweih. Dieses ununtere Thier ist unaufrichtig damit beschäftigt, über Felder und Wiesen dahinzuschweben und nach auf der Erde ruhende oder laufende Beute zu spähen. Ihm fallen viel Hamster, Ziesel, Feldmäuse und andere schädlich Nagethiere zum Opfer. Nur bisweilen erbeutet er eine Wachtel oder ein Rebhuhn. Der Wiesenweih gehört deshalb zu den vorwiegend nützlichen Thieren, nur ist er in Deutschland nicht allzu häufig und hat daher weniger Gelegenheit wie der Mäusebussard sich uns nützlich zu erweisen.

(Satz folgt.)

### In den heiligen Gräbern.

Von D. Maxim Sibirjak. Deutsch von Anna Schapire.

„Wahrscheinlich bist du im Geiste zurecht und wirst die Reue haben, von denen Silantij geschrien habe, um den Jungen ab. Das alte Gesetz bekam schließlich einen begeisterten Anhang, und die Augen glänzten.“

„Ja, ja,“ wiederholte Schmarow und fuhr nachdenklich mit der Hand über seinen kinnigen Bart. Das kommt her. Und am Montag geht es ganz Gegeben.“

„Gott segne Alles zum Besten, Gner Wohlgehen.“ fuhr Rositsch gerührt fort, „aber bis man herauskommt! Wir waren herrschaftlich, heißt es, vor also Erde haben wir wenig und Wald schon gar nicht, nicht einmal das Vieh können wir auf die Weide schicken. Wir haben, heißt es, schon gar keine Kraft, es ist bei uns nichts mehr zum Leben da. Na, also, da haben wir beschlossen, nach Sibirien

auszuwandern. Also haben wir Silantij hingeschickt; er ist, heißt es, ein kluger Bauer, ein nachdenklicher, nur er, manchmal, heißt es, da Rositsch zwinzelte verständnißvoll mit den Augen und fragte sich den Rücken.

„Na, also, was ist mit Silantij?“ fragte Schmarow.

„Brandwein trinkt er geru... Nicht immer.“



nur so, manchmal, wenn so ein Geist über ihn kommt.

„Also!“, eben ein Betrunkener sieht die Welt immer schön.“

„Man sollte ihn durchhauen“, sagte Schmarow nachdenklich, „ordentlich peitschen und auf's Maul, lächelt auf's Maul, was?“

Moseitsch krante sich hinter dem Ohr und lachte. „Ja, peitschen kann man ihn schon, Gner Wohlgeboren, aber das Maul ist abgeschafft.“

„Wa— a — as?“

Schmarow sprang auf und schüttelte drohend die knöchige Faust, aber plötzlich fiel ihm ein, daß nicht nur das Maul, sondern auch er, der Sprawnit Platon Schmarow, abgeschafft sei. Ach, wenn dieser Silantij ihm damals unter die Hände gekommen wäre! Er legte sich wieder in's Gras und fuhr in verändertem Tone fort:

„Also Klisse voll Honig fließen dort und an Ufern von Drei sitzt Gner Silantij!“

„Ja, so ähnlich.“

„Schön! . . . Ach, Ihr Strohköpfe! Aber Silantij betrügt Euch ja, und Ihr Esel glaubt ihm. Kann man dem einem Trunkenbold glauben?“

„Nein, Silantij wird schon Alles richtig machen. Er hat Alles geschrieben, das Gras ist so hoch, die Erde ist wie ein Pelz, so weich, und das Wasser . . .“

„Also gut, meinewegen, mag es so sein, wie Ihr sagt. Ihr werdet an den Altaj kommen und man wird Euch wieder rauschmeißen. Das ist sogar sehr einfach. Am Altaj wohnen doch auch Menschen! Glaubt Ihr, sie werden Euch so leicht ihre Erde abtreten? . . . Eurem Silantij werden sie einfach den Kopf abbrechen, ja!“

„Das ist nicht möglich, Gner Wohlgeboren,“ antwortete Moseitsch eifrig und spreizte die Finger aus, um noch einmal die Reichthümer am Altaj aufzuzählen. „Silantij hat einen kleinen Fehler, das ist wahr, aber hat schon Alles ordentlich bedacht. Er wird doch nicht eine ganze Gemeinde betriegen? Jeder Mensch hat doch ein Gewissen!“

„Ein Gewissen . . .“

Schmarow lachte so laut, daß er ganz blau wurde.

„Ein Gewissen,“ wiederholte er. „Ach, das ist prachtwoll . . . Ein Gewissen! . . . Silantij hat ein Gewissen!“

Moseitsch schwieg beleidigt. Er saß im Gras und hatte nachdenklich beide Arme um die Kniee geschlungen; das fortwährende Schimpfen und Lachen des sibirischen Herrn ärgerte ihn: Können denn die Herren überhaupt irgend etwas verstehen, wenn man vernünftig zu ihnen redet? In Sibirien oder in Rußland, es ist Alles gleich. Und der Greis fing an zu finden, daß das Gras nicht mehr so grün sei, wie früher, und die Quelle nicht mehr so frisch, und sogar die Sonne schien nicht mehr so hell und schön . . .

„Nun also, Strohkopf?“ fragte Schmarow, als sein krampfartiger Wackel vorüber war. „Nimm einen Wüffel und schöpfe aus den Honigbüchsen und is' Brot dazu! . . . Prächliche Geschichten macht Ihr da! Ach, Ihr Ibioten!“

Statt zu antworten, packte Moseitsch sein Bündel zusammen. Er schüttelte den Kopf und brummte etwas vor sich hin.

„Gutscherren wollt Ihr wohl sein?“ fuhr Schmarow fort und streckte sich behaglich aus. „Also das Maul ist abgeschafft, so! Ach, Ihr arme, feiges Gewürm! Wenn Euch erst die gelbmäuligen Sibiriaten von ihrer Erde fortreiben werden, dann wird Euch der Himmel wie ein Schaffstall vorkommen. Wißt Ihr denn, was für Menschen in Sibirien leben? Sträflinge und Verbrecher, nichts Anderes. Auf der einen Seite Verbrecher und auf der anderen Seite entlaufene Sträflinge. Alle sibirischen Bauern sind entlaufene Sträflinge und die Kosaken sind auch nicht besser.“

Als Moseitsch anfing, sich zu verabschieden, hielt Schmarow ihn zurück und zwang ihn, sich wieder hinzusetzen.

„Sei nicht böse, Strohkopf,“ sagte er und klopfte

dem Allen zwinfernd auf die Schulter. „Versteht Du? Einmal wird die Zeit kommen, wie's im Märchen heißt, wo ich Euch vielleicht nützen kann. Cha, cha, cha! Und das ist sogar sehr einfach. Du hast bemerkt, daß ich ein guter Kerl bin.“

„Ja, so ähnlich.“

„Also siehst Du! Nur rührt mich nicht an, ja?! Wer wird die ganze Verantwortung tragen? Der Sprawnit Platon Schmarow. Du denkst vielleicht, ich mach' Spaß. Cha, cha, cha! Nein, Bruder, was gewesen ist, das ist vorbei. . . Will' Dir nichts ein. Und Niemandem ein Wort darüber, verstehst Du? . . . Verstehst Du, mein Bündel hab' ich geschnitten, einen Stock habe ich genommen, und so bin ich. Man denkt vielleicht, Schmarow ist verrückt geworden, und Du denkst es vielleicht auch. Ja, also, Gott mit Euch, ich bin nicht schlecht und wünsche Niemandem Böses.“

Schmarow schüttelte den Kopf, schaute sich nach allen Seiten um und fuhr geheimnißvoll fort:

„Ich bin ja schon seit neun Jahren verabschiedet, ja, bei Gott! Wa— a — as? Ganze neun Jahre. Für einen Anderen ist das vielleicht nichts, und schau, was aus mir geworden ist! Also jetzt bin ich hier, und zu Hause habe ich nichts zurückgelassen. Und ich hab' doch sogar mein Haus gehabt und drei Pferde. Ich hab' einen guten Charakter, und bei mir hat Jeder gegessen und getrunken. Man hat viel bei mir gegessen und getrunken und ich habe nie gezählt. Ich hab' gern Alle gut bewirthet. Friß und schau, was Platon Schmarow für ein Mensch ist. Ueberhaupt hab' ich es gern gehabt, wenn man meinen Charakter geachtet hat und wenn Alle mich lieb hatten. . . Im Dienst streng wie der Donner und zu Hause wie ein Vater, verstehst Du?“

„Ja, natürlich, heißt es. So etwas kommt vor.“

„Und mit so einem Charakter plötzlich den Abschied bekommen? Cha, cha, cha! Nun ja, so dumm wie ich war, ich habe noch was gehofft. Also ich hatte ja Freunde und Bekannte, na, und Anderes in der Art. Geld hatte ich auch zurückgelegt für schwere Zeiten. Verstehst Du. Wa— a — as? Also Alles war in Ordnung.“

„Das ist schon so gewöhnlich, wenn ein Mensch unglücklich hat. Und bei uns kommt das auch vor, ganz ebenso, wenn ein Mensch vom Wege abgekommen ist und Alles verliert.“

„Schweig, schweig! Verstehst Du, was für ein Esel ich war? Also neun Jahre saß ich da und esse Alles auf, was ich habe, und warte. Ueberall schickte ich Bittschriften hin und laufe überall hin und gehe zu allen möglichen Behörden und hoffe überhaupt. Mit einem Worte, neun Jahre war ich ein Esel und weiter nichts. Was ich hatte, hab' ich aufgefressen, ich wollte ja doch nicht ärger sein als die Anderen, verstehst Du?“

„Ja, das ist schon so.“

„Also ja, eben. Und es kam so weit, daß die guten Freunde anfangen, mir aus dem Wege zu gehen.“

„Ganz so wie bei uns im Dorf, wenn ein Mensch großes Unglück gehabt hat.“

„Schweig, alter Esel! Es kam noch ärger. Die guten Freunde waren die Ersten, die mir das Herz aus dem Leibe gezerrt haben. Zum Narren haben sie mich gehalten, wie den ersten besten Esel. War das eine Beleidigung für mich oder nicht? Zu Namensfesten haben sie mich gar nicht mehr eingeladen, und wenn's zum Kartenspiel kam, sollte ich erst zeigen, ob ich auch Geld hätte. Sogar beim Essen haben sie mir keine Ruhe gelassen, den Anderen wurden alle Schüsseln gereicht, und an mir trug man sie immer vorbei. Ich werd' ihnen schon zeigen, jawohl!“

Moseitsch machte wieder einen schließlichen Versuch aufzustehen, aber Schmarow packte ihn am Arm und fragte drohend:

„Was, wohin, hast Du einen Paß?“

„Aber Gner Wohlgeboren!“

„Ach ja, aber darum handelt es sich jetzt nicht, is' ruhig und schau' mich an!“

„Ich schau' schon.“

„Schweig, elender Hund! Kannst der Obrigkeit nicht einmal in die Augen sehen. Also, schau noch

einmal, so! Wa— a — as? Ich werd' Dir was zeigen.“

Moseitsch hielt vor lauter Respekt den Athem an und zwinkerte nur schafsmäßig mit den Augen. Schmarow schaute sich wieder geheimnißvoll um, packte ihn an der Schulter und sagte leise:

„Ich habe Dir schon gesagt, daß ich neun Jahre ein Esel war.“

„Ja, ja, ganz so!“

„Schweig, sag' ich Dir! Und dann ist mir endlich ein Licht aufgegangen. Verstehst Du, ich lag so eines Nachts und dachte über mein Schicksal nach. Wie viel Papier allein hab' ich verschwendet und Stempelmarken! Und wie viel Schuhwerk hab' ich verbraucht! Oh, das ist gar nicht zum Nachsagen. Und plötzlich kam mir ein Gedanke.“

„Nu— u— u?“

„Ja, wirklich, ein Gedanke. Also denk' ich, was laufft Du hier wie ein Narr herum und hast doch eine leibliche Tante in St. Petersburg und noch dazu eine richtige Generalin.“

„Also, das ist schon gewöhnlich.“

„Ja, wirklich, eine richtige Generalin. Ich hatte schon ganz an sie vergessen und da fällt sie mir plötzlich wieder ein. Also ich bin gleich aufggesprungen und habe einen Brief an sie geschrieben. So und so, hab' stark im Dienst gelitten und bin, so zu sagen, an der letzten Grenze der Noth angelangt. Aber ich hab' doch mit Würde geschrieben, verstehst Du?“

„Alles versteh' ich; der Silantij hat auch einen Brief geschrieben.“

„Schweig, um Gott und aller Heiligen Willen, schweig!“

Schmarow setzte sich halb auf und begann plötzlich ungeheuer rasch zu sprechen, als wenn Jemand kommen könnte, um ihn zu unterbrechen.

„Ja, also, den Brief habe ich abgeschickt, dann hab' ich dem heiligen Iwan Boin eine Messe lesen lassen und hab' angefangen zu warten. Einen Monat habe ich gewartet und dann noch einen. Gut. Ich hab' noch eine Messe lesen lassen.“

„Und bei uns im Dorf hat man auch Messen gelesen, aber nicht Iwan Boin, sondern den Heiligen von Sotowski, Jostima und Sawwatij.“

„Gut. Also es kam schon der dritte Monat. Verstehst Du? Also gut, endlich ein Brief. Ich mach' ihn auf und meine Hände zittern wie Espenlaub. Die Frau Tante hat eigenhändig geschrieben. Und in dem Brief stand: Ich habe wirklich einmal einen Neffen gehabt, aber ich habe ihn nie mit meinen eigenen Augen gesehen, vielleicht, schreibt sie, betriegen Sie mich, geehrter Herr, und sind garnicht mein Neffe. Nein, natürlich eine Frau und dazu noch eine wirkliche Generalin; was hätt' sie anders schreiben sollen? Aber am Ende des Briefes war noch eine Zuschrift: Wenn Sie einmal nach Petersburg kommen, geehrter Herr, wird es mir ein Vergnügen sein, Sie kennen zu lernen, um eine Familienähnlichkeit zu suchen. O — ho — ho! Also so steht die Sache.“

Schmarow hob den rechten Zeigefinger in die Höhe, glotzte mit den Augen und blieb einen Augenblick lang unbeweglich.

„Ganz wie mit unserem Silantij,“ bemerkte Moseitsch gerührt.

„Nein, Bruderherz, das riecht nicht nach Eurem Silantij. Verstehst Du? . . . Familienähnlichkeit! Aber Familienähnlichkeit hab' ich so viel als Sie wollen, verehrte Frau Tante. Wa — a — as? Und ich Esel, sihe neun Jahre da und plage und sorge und erniedrige mich! Wenn ich jetzt nach St. Petersburg komme, gehe ich sofort zur Tante. Also so und so, Gner Wohlgeboren, hab' die Ehre mich persönlich vorzustellen. Cha, cha, cha! Verstehst Du?“

„Und uns also schreibt Silantij auch.“

„Also hör' endlich auf mit Deinem Silantij. Er ist ein Esel und ein Trunkenbold, und sie ist eine wirkliche Generalin. Also gut. Also sie wird einem wirklichen General nur ein Wörtchen sagen, und der wirkliche General wird sofort Alles verstehen und wird sagen: Herr Schmarow, warum haben Sie sich nicht schon früher an mich gewandt? Pitt' um Vergebung, Gner Hochwohlgeboren, wie



hätt' ich in meiner Niedrigkeit es wagen dürfen, mich an Euer Hochwohlgeboren zu wenden und Euer Hochwohlgeboren zu stören? Ach Bruderherz, das war ein Unsinn, man muß sich Mühe geben. Und dann schickt er sofort ein Briefchen in's Departement, wo mein Prozeß geführt wird, nun, und dort ändert sich dann natürlich sofort der ganze Ton. Bitte, Herr Schmarow, entschuldigen Sie, Herr Schmarow, daß Sie ein wenig warten mußten. Also neun Jahre, das ist wenig. Na, also jetzt ist das schon gleichgültig, wenn sie meine Sachen nur wieder regeln. Und wenn ich meine Papiere bekomme, gehe ich sofort wieder nach Sibirien zurück, und dort wissen sie natürlich schon Alles. Und die guten Freunde kommen alle an. Ach Du, Platoschka, wir, Du... Und ich mache, als wenn ich Alles vergessen hätte und freu' mich auch. Wa—a—as? Und dann halte ich mich unterwegs unbedingt in der Konoplinker Ansiedelung auf und lasse Alle durchhauen."

Moseitsch war auf's Höchste gespannt. Er warf sein Bündel wieder ab und horchte erregt auf die Worte des alten Ssprawniks, der wachend träumte.

„Ja, also, das ist ja richtig, Euer Wohlgeboren, wenn man diese Leute ordentlich runtkriegen kann... Denn die Weiber sind ja, das heißt so, im Allgemeinen...“

„Also hör', Miasenster Gouvernment. Wenn mir der Herr Gott hilft, und ich nach Sibirien zurückkomme, werd' ich Euch vielleicht mal helfen. Aber eins sag' ich Dir: Euren Silantij laß' ich durchhauen... Also das ist schon so, ob Ihr nun wollt oder nicht.“

„Aber Euer Wohlgeboren, wie ist das möglich? Er ist doch so ein Mensch, heißt es, für Alles kann er einstehen.“

„Und wenn ich ihn eben nicht leiden kann, Euren Silantij! Wa—a—as? Er wird mir noch einmal selbst dafür danken. Bei mir ist Alles einfach, eins, zwei, drei und fertig. Und die Hauptsache ist die Tante. Sie hat zwei gemauerte fünfstöckige Häuser in St. Petersburg und acht Güter in verschiedenen Gouvernements, und die halbe Newa gehört ihr auch. Und ich bin ihr einziger Erbe. Cha, cha, cha!“

Der alte Ssprawnik log einfach in's Blaue hinein, aber glaubte schließlich selbst daran.

Er hatte allerdings eine Tante in St. Petersburg, doch sie wohnte in der Vorstadt in einem möblirten Zimmer.

Schmarow's animirte Stimmung machte bald einer tiefen Müdigkeit Platz. Er streckte sich wieder in Graze aus und sagte:

„Ich werde ein wenig schlafen, Bruderherz, und Du bleib' hier und paß auf.“

Moseitsch gehorchte. Die schlechte Meinung, die der strenge sibirische Ssprawnik von Silantij hatte, beunruhigte ihn sehr... Und also... wenn wirklich... Mit einem Worte, man müßte sich vor Allem selbst überzeugen...“

Schmarow schlief sofort ein und schnarchte laut. Eine Gewitterwolke zog plötzlich am Horizont hinauf, und die Hitze schwand sofort. Als der erste Donnerschlag über dem Walde erkante, fuhr der Ssprawnik auf und sagte schlaftrunken:

„Wa—a—as? Hast Du einen Paß? Wohin, woher, warum?“

„Aber, Euer Wohlgeboren, das ist ja der Prophet Elias,“ erklärte Moseitsch, sich bei jedem Donnerschlag tief zur Erde neigend und ein Kreuz nach dem anderen schlagend; „ach, Gott, sei uns armen Sündern gnädig!“

Durch die hellgrünen Blätter der Birken fielen die ersten Tropfen wie vereinzelte Thautropfen. Schmarow und Moseitsch flüchteten unter eine große Fichte, unter deren Zweigen es ganz trocken war.

„Lob und Preis Dir, Herrgott,“ wiederholte Moseitsch ein Mal um das andere Mal. „Gott hat Mitternachts Erde getränkt.“

„Es wird köstlich zum Gehen sein,“ brunnnte Schmarow und musterte seine schädigen, abgetragenen Stiefel.

„Ach was, die Stiefel, die Stiefel sind nichts. Aber wie das Gras sich über den Regen gefreut hat! Der Schmutz wird trocken, und Euer Wohlgeboren werden besser gehen können, wenn es kühl ist.“

Sie warteten den Regen ab und machten sich dann wieder reisefertig. Als Moseitsch sein Bündel eingeschnallt hatte, fragte er zögernd:

„Also wie ist es Euer Wohlgeboren, wie wird es mit Silantij sein?“

„Mit Silantij?“

Schmarow zog finster die Brauen zusammen, zündete seine Pfeife an und sagte in strengem, befehlendem Polizisten-ton:

„Wenn ich aus Petersburg zurückkomme, werde ich Alles ordnen!“



**Fision.**

**Die Dunkel der Himmel und schwarz der Lann.**  
Da kommt's durch die rauhe Wärmacht heran  
Auf schäumendem Sturme geschoben,  
Schwingt einer Fackel glührothen Brand,  
— Knatternd flattert das lose Gewand  
Hinterher weiß im Bogen.

Sage: wer bist du, du wilder Genoff?  
Sage: wen suchst du auf schäumendem Roff?  
Sage: wer hat dich erlöteten?  
„Wärmacht ist heute! Die Wärmacht ist mein!  
Die, die ich suche bei Fackelstein,  
Das sind die Eddien... die Eddien!“

„Ich bin die Fröhheit! Doch immer verbannt  
Nicht ich auf Erden von Lande zu Land,  
Heimath zu finden und Frieden!  
Wärmacht ist heute — und mein manche Gruß!  
Geißel der Eddien durchzogen die Welt,  
Denn nicht Ruhe beschieden!“

„Das jag' ich auf Erden und mache nicht Halt,  
Bis das Menschenrecht hier ob Macht und Gewalt,  
Der Arbeit zum Heil und zum Segen! —  
Und es kommt ein Fröhling... Der Fröhling  
wird mein!“

Dann sollen die Eddien begraben sein,  
Dann fahr' ich dem Leben entgegen!“

**Wörter Klasse.** Der einmal Mitte März auf mittel-  
deutschen Höhen geschoren ist, wird beobachtet haben,  
daß die Wägen dieser Klasse um diese Jahreszeit ganz  
besonders stark überfüllt waren. Mit Sand und Post,  
Kohle und Holz bringt es sich in die Wägen hinein:  
nicht nur aus Polen und Schlesien, Ostpreußen, die  
von zum Teil der landwirtschaftlichen Arbeiter nach  
den Alpen Deutschlands gehen.

Über die Zeit gibt uns eine solche Szene. Jedes  
Jahr im Wägen ist angeschlossen, auf Seiten, Kisten,  
Kisten und Kisten zu sein, Kisten Kisten an den Wänden  
und über die Zeit mit dem Kisten an einem Holzposten  
und nicht die Holzposten.

Um dieser Zeit ist, mit dem höchsten Geschwindigkeit,  
mit den ersten Schritten Kisten und dem hohen,  
schönen Kisten. Eine Kiste nach Kiste, eine Kiste  
zu jeder Seite. Er hat alle erst im vergangenen Herbst

vom Militär gekommen: man sieht's an den Soldaten-  
mützen auf ihren Köpfen.

Und der Spielmann übt mit den Klängen seiner  
Harmonika auch einige Wirkung auf die Lustigen und  
Unlustigen aus. Der Freund neben ihm, mit der  
Pfeife im Mund, träumt mit offenen Augen vor sich hin,  
als bächte er an die brallen Tönen im Heimathsbirge,  
die er oft zu den Klängen der Harmonika im Laufe ge-  
schwungen. Die Kleine mit dem Strohhut will sogar  
ihren Lauf für die „schöne Musik“ gleich in bare Münze  
umsetzen: sie reicht dem Spielmann die Kästle ihres ganzen  
Vermögens, einen blauen Pfennig...

Das Dienstmädchen freilich, das neben der Kleinen  
sitzt, hört nichts von der Harmonikamusik; sie hat nur  
Ohren für das, was ihr der eleganter als die Anderen  
gekleidete Handlungsdienende zuspricht: Dummheiten und  
Scherzworte sind's und vielleicht noch etwas Anderes,  
denn sonst würde das hübsche Kind nicht so verschämt-  
liche sich vor sich hin lacheln.

Im Vordergrund des Bildes lehnen zwei aneinander;  
der Eine ist ein Jagdjüngling, der Andere ein reisender  
Fahrgast, der sein Schnupftuch und seinen Wander-  
stab vor sich liegen hat; er schnarcht mit offenem Munde.

Sitzend von den Weiden sitzt wieder eine andere Gruppe,  
die nicht zu den Jagdjünglern gehört. Es sind Leute,  
die nur ein paar Stationen fahren und die des billigen  
Fahrtpreises halber die vierte Klasse benutzen: ein Hand-  
werkmeister, der in der benachbarten Stadt seine Ein-  
sätze besorgen will; eine Mutter mit einem kranken Kinde,  
die Verlegung bei dem wissenschaftlich bedeutenden Stadt-  
arzt sucht; eine ältere Landfrau, die im Henckelkorbe etwas  
Butter und Eier nach der Stadt bringt.

**Den kalifornischen Wald** schildert Franz Dofflein  
in seinem Buche „Von den Amillen zum fernen Westen“  
(Jena, GutsMuths). Ununterbrochen dehnte sich der  
majestätische Fort mächtig aus, ausschließlich aus den  
schönen Stämmen der Sequoia sempervirens gebildet.  
Wie die Säulen einer mächtigen Säulenhalle, so erhoben  
sich zwischen die schlau gewachsenen Bäume. Aber trotz  
der gewaltigen Höhe und Dicke, welche die Mehrzahl der  
Stämme erreichte, war der Selbsteindruck vertraut und  
heimatlich. Denn der schlauke, kammartige Busch, das  
frühe Grün der Kadeln, das üppige Unterholz, die be-  
zaubernde Szene hier und da auf dem Waldeshoden: all  
das war wie an die geliebten Wälder der heimathlichen  
Alpen. Jedem schloß in der grenzenlosen Ginnamkeit  
jedes das weidliche Verhältnis: es gab kein Haus,  
keinen Hund und kein graueses Thier, mit dem man  
die Höhen der Wälder, die Kiefernäste der Stämme hätte  
erwarten können.

Als dem höchsten Fort trat ich in ein Thal ein,  
dessen Fläche von Wald durch einen verheerenden Wald-  
brand entblößt worden war. Nun sproßte auf dem Boden  
ein üppiges Gebüsch, welches einen Ueberblick nur ge-

stattete, wenn man hoch auf einen zurückgebliebenen  
halbverkohlenen Baumstumpf hinaufkletterte. Da sah man  
vor sich die traurigen Reste eines Waldes, den die Macht  
der Elemente zerstört hatte. Wie riesenhaft erloschene  
Fackeln ragten noch einzelne gänzlich abgestorbene Stämme bis  
zu dreißig Meter Höhe empor, andere waren vom Sturm  
gebrochen und, in wirren Haufen den Boden bedeckend,  
begannen sie, schon vermodernd, den Boden für neue  
Baumgeschlechter zu düngen. Das ist das Erfreuliche  
in dem von dem natürlichen Feuer zerstörten Redwood-  
wald, daß frischer Nachwuchs emporragt und die Natur,  
ihr Vernichtungswerk bereuend, Neues entstehen läßt.  
Das Feuer hat auch nicht allen Bäumen etwas anhaben  
kann; zum Theil sind gerade die stärksten und ältesten  
Niesen am Leben geblieben. Die emporleuchtenden Pflanzen  
haben wohl bis zu einer Höhe von vierzig bis fünfzig  
Meter alle Reste zerstört. Was aber darüber sich aus-  
breitete, zeigt die ungeheure Kraft des frischen Grüns.  
Durch den neuen Trieb ist allerdings das äußere Aus-  
sehen der Bäume sehr abweichend vom Typus geworden.  
Daß der unter normalen Umständen aufgewachsene Nies-  
holzbaum, wenn er freistehend, bei allem Uebermaß seiner  
Dimensionen dennoch schlank und grazios wirkt, liegt vor  
allem an den schönen Umrisse seiner Krone. Man findet  
nichts unnatürlich Monströses an seiner Höhe, sie erhebt sich  
so selbstverständlich wie die Kleinheit des Mooses; denn  
 mühelos gleitet das Auge an seinen ehenartigen Formen  
entlang bis zum lustigen Wipfel. Die starke Skulptur  
der Rinde gemahnt an die Stammströmungen einer Säule;  
in der Regel ist der Stamm bis zu einem Fünftel ober  
Sechstel der Höhe sichtbar, dort stößt an das kräftige  
Niesholz seiner Rinde das zarte, buschige Grün der  
Nadelkrone, welches viel heller ist, als bei unseren Tannen.  
Die Nadeln zeigen ein krauses, dichtes Gefüge, welches  
eher an Cypressen erinnert, denn an die deutschen Nadel-  
bäume.

Siehe die Bäume im dichten Walde geschaart, so  
beginnen die Nieser erst in bedeutender Höhe sich aus-  
zubreiten; unterhalb giebt es nicht so viel harte Nieser  
wie in unserem Nadelwald.

Ein Niesholzbaum, welcher nach einem Feuer Schaden  
wider ergrünt, sieht aber meist ganz anders aus. Bäume,  
deren sämtliche Nieser abgebrannt waren, saßen wieder  
aus und treiben nun von oben bis unten an ihrem ganzen  
Stämme keine, grüne Nieser. Das bietet zunächst einen  
ganz ieltamen Anblick, wie die hohen Säulen gleichsam  
mit einer dicken, grünen Krone überzogen da stehen. Doch  
halb so über die Nieser stärker und bei Raum wird zu  
einem schlanken, spitz zulaufenden Niesholz: ein in ganz  
von dem ursprünglichen Typus abweichenden Gewächs.  
So stand auch jene Waldlichtung voll dieser neuerschaffenen  
schlanken „Cypressen“

**Nachdruck des Inhalts verboten!**